



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Für die Reichshauptstadt. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Unterrichtszerteilung in arabischer Sprache. Man kann des weitern daran erinnern, daß sich der Temps eine Unterredung mit dem Vizekönig verschaffte, in der dieser Klage führt und mit den Worten schließt: „Die Franzosen sollten doch zahlreich nach Ägypten kommen, die Ägypter vergäßen nicht, was die Franzosen für sie gewesen seien, und liebten sie innig . . . trotz alledem . . .“ Tout de même — wie der Temps in Sperrdruck hervorhebt. Das heißt trotz der entente cordiale!

Aus dieser Darlegung geht hervor, daß ein maßgebender Teil der öffentlichen Meinung in Frankreich auf die ägyptische Nationalpartei schaut wie ein in die Begabung seines Schülers verliebter Lehrer, der ihm auch einen Haufen Unarten verzeiht, mit denen der Racker dem Ordinarius das Leben sauer macht.

Paris, April 1907

Joh. Eschiedel



Für die Reichshauptstadt

1



on Zeit zu Zeit widerfährt es der Reichshauptstadt Berlin, eine strenge Moralkritik über sich ergehen lassen zu müssen. In der Regel sind es Synodalversammlungen, in denen der Stab über sie gebrochen wird. Aber auch in den Parlamenten findet sich nicht selten ein entrüsteter Zensor. So noch jüngst ein konservatives Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Diese Neigung, die eigne Hauptstadt vor aller Welt anzuschwärzen, gehört zu unsern deutschen Eigentümlichkeiten. Hat man je vernommen, daß an gleich hervorragender und verantwortlicher Stelle in den entsprechenden Ländern ähnliche Urteile über Paris, London und Wien gefällt werden? Oder unterscheidet sich etwa Berlin von diesen Weltstädten so sehr zu seinem Nachteil? In den letzten Jahren haben öfter, als früher, angesehene ausländische Reisende, insbesondere Franzosen, die deutsche Reichshauptstadt zum Gegenstande ihrer Studien gemacht. Wir haben viel Anerkennendes gehört, zuweilen auch einen Tadel, der, auch wenn er nicht ganz berechtigt gewesen wäre, uns von den Vertretern älterer Kulturen nicht zu verletzen brauchte. Keiner von den fremden Beobachtern aber hat Anklagen erhoben, wie wir sie von den heimischen Sittenrichtern hören. Nach der Schilderung des Abgeordneten von Schuckmann mußte Berlin ein riesiger Sündenpfuhl sein. Haben die Franzosen, die Engländer dafür kein Auge? Oder ist ihr Empfindungsvermögen abgestumpft durch die Gewöhnung an die gleiche Verderbnis der eignen Hauptstädte? Gerade diese Gleichheit aber wird bestritten. Berlin soll, insbesondere durch die Zügellosigkeit seines Nachtlebens, einzig in der ganzen zivilisierten Welt dastehen. Schauernd hört das so

mancher im Reich, und um so gläubiger, als es der ihm von jeher geläufigen Vorstellung von diesem Spreebabel nur allzusehr entspricht.

In der That, man denkt in weiten Schichten unsers Volkes herzlich schlecht von Berlin, genauer gesagt: von den Berlinern. Ehedem standen diese, besonders in Süddeutschland, im Rufe eines widerlichen geistigen Hochmuts, eines sich überall hervordrängenden Besserwissenwollens; zu Hause, meinte man, möchten sie vielleicht erträglich, unter Umständen sogar liebenswürdig sein, draußen seien sie unausstehlich. Dieses Vorurteil hat sich im Laufe der Zeit ziemlich abgeschwächt. An seine Stelle ist das von der ins ungeheuerliche wachsenden Berliner Lieberlichkeit getreten. Je weiter von der Hauptstadt entfernt, um so intensiver die Scheu vor ihr. Und zwar nicht nur bei dem eines eignen Urtheils ermangelnden niedern Volke. In ländlichen Gegenden des Westens und des Südens, die sich auch in der heutigen Zeit noch eine erfreuliche Einfalt der Sitten bewahrt haben, kann man die Erfahrung machen, daß sich Eltern mit Händen und Füßen dagegen sträuben, ihre Kinder in Berlin Dienst nehmen zu lassen. Nicht minder gibt es Handwerker, die ihre in die Welt hinausziehenden Söhne vor Berlin warnen zu müssen glauben. Was aber mehr, als dies alles, befremden muß: es kommt vor, daß sogar in gebildeten Kreisen der Umgang mit Berlinern wie eine moralische Pest gemieden wird. Ein Beispiel! Eine absolut einwandfreie Berliner Familie der höhern Stände befand sich in einem Landstädtchen des westdeutschen Waldgebirges in der Sommerfrische. Mann und Frau verkehrten vielfach mit den Honoratioren des Ortes, aber vergebens bemühten sie sich, ihre achtzehnjährige Tochter, ein durchaus wohlgezogenes Mädchen, mit den jungen Damen dieses Kreises in nähere Beziehung zu bringen; es mißlang, nicht weil die jungen Damen ihrerseits abgeneigt gewesen wären, sondern weil die Eltern, was sie auch deutlich genug zu verstehen gaben, von der in dem vermeintlichen Berliner Sumpf aufgewachsenen einen unheilvollen Einfluß auf ihre Kinder befürchteten.

Das schmeckt stark nach Krähwinkel. Aber es hat doch seine sehr ernste Seite. Entweder diese Urtheile über die Berliner sind begründet; dann ist durchgreifende Abhilfe, koste es, was es wolle, eine zwingende Pflicht. Oder sie sind nicht begründet; dann muß man die irrigen Vorstellungen im Lande beseitigen, und es kann nicht scharf genug getadelt werden, wenn ihnen durch grundlose Behauptungen und übertriebne Schilderungen von irgendwie maßgebender Stelle aus noch Vorschub geleistet wird. Denn die Verfassung, worin sich die Hauptstadt eines großen Reiches befindet, ist nicht gleichgiltig für das Wohl und Wehe des Ganzen. Im Gegenteil, auch in stark dezentralisierten Staaten wird und muß sie immer bis zu einem gewissen Grade ein Spiegelbild des Gesamtzustandes des Volkes sein. Im Deutschen Reiche wäre es zuviel gesagt, wollte man Berlin geradezu als Kopf und Herz der Nation bezeichnen. Aber eine Naturnotwendigkeit ist es doch, daß an keinem andern Punkte das Gesamtleben des Reiches so konzentriert in die Erscheinung tritt wie hier, daß

von keinem andern Punkte in solchem Maße die entscheidenden Impulse für das Leben ausgehen wie von hier. Darum hat die gesamte Nation nicht nur ein hohes Interesse daran, sondern sie ist auch mit verantwortlich dafür, daß sich die Reichshauptstadt in jeder Hinsicht gesunder Verhältnisse erfreut. Und wenn auch nur der Schein einer Berechtigung vorliegt, an dieser Gesundheit zu zweifeln, ist es, schon um das Vertrauen der Nation zu sich selbst nicht zu gefährden, eine patriotische Pflicht, diesen Zweifeln auf den Grund zu gehen.

* * *

Es ist wahr, das Nachtleben Berlins findet in gewisser Beziehung nirgends seinesgleichen. Ein mitternächtliches Menschengedränge, wie man es in der Friedrichstraße beobachten kann, kennt keine andre Weltstadt. Ebenso wenig eine solche Fülle bis in die tiefe Nacht hinein vollbesetzter Restaurants jeder Art. Zum Teil hängt das mit einem deutschen Nationalfehler, zum Teil mit einer der besten Tugenden Berlins zusammen. Der Fehler ist unser Hang zum Kneipenleben, die Tugend liegt in dem Ernst und der Gewissenhaftigkeit der Arbeit. In keiner andern europäischen Hauptstadt dauert das schaffende Tagewerk so lange wie in Berlin, und zwar ein Tagewerk fast ohne Unterbrechung. Natürlich fällt die Zeit der Erholung auf den späten Abend. Daher auch die Sitte, nach dem Theater noch irgendwo speisen zu gehen. In Paris hat der Bourgeois seine Hauptmahlzeit in aller Behaglichkeit vor dem Theater eingenommen, für den Rest des Tages hat er kein leibliches Bedürfnis mehr. Daß diese Einrichtung ihre Vorzüge hat, ist nicht zu bestreiten. Für Berlin aber paßt sie nicht, weil keine Zeit dazu ist. Desgleichen gibt es für die große Masse der Berliner weder Früh- noch Dämmerchoppen, noch auch den nachmittäglichen Kaffeehausbesuch, der nicht nur in Frankreich und Italien, sondern auch in weiten Gegenden Süddeutschlands zu den angeborenen Menschenrechten des braven Bürgers gehört. Da jedoch auch in Berlin der Mensch ein Gesellschaftstier ist und das Bedürfnis hat, mit Seinesgleichen die Gedanken auszutauschen, so bleibt eben nur der späte Abend für ein gemütliches Zusammenkommen.

Was Wunder, daß es sich in den Bier- und Weinhäusern zu keiner andern Zeit des Tages drängt wie in den Stunden um Mitternacht? Klubs, mit denen London so reich gesegnet ist, sind in Berlin so gut wie unbekannt. Es gibt ihrer einige, aber von so exklusiver Natur, daß sie nicht einmal der ganzen Schicht der obersten Zehntausend zugänglich sind; das große Publikum erfährt von ihnen nur, wenn die Zeitungen aus ihnen eine befondre Veranstaltung oder einen Skandal zu berichten haben, was übrigens äußerst selten vorkommt. An Versuchen, die englische Einrichtung nach der deutschen Reichshauptstadt zu verpflanzen, hat es nicht gefehlt; wer lange genug in Berlin gelebt hat, wird mehr als einmal Gelegenheit gehabt haben, das Scheitern solcher Gründungen aus nächster Nähe zu beobachten. Dem echten Deutschen ist es beim Bier nicht

behaglich in der vornehmen Abgeschlossenheit wohlgelüfteter Räume, in gepolstertem Sessel auf Teppich und Parkett; er fühlt sich nur wohl in der rauchgeschwängerten Atmosphäre seines Stammtisches, wie sie ehedem war und auch in den modernen Bierpalästen nicht viel besser geworden ist. So kommt es, daß das sogenannte Berliner Nachtleben, das im Grunde vielleicht nicht viel anders ist als zum Beispiel das Londoner, infolge unsrer besondern Gewohnheiten in der Öffentlichkeit weit auffälliger in die Erscheinung tritt als irgendwo sonst. Warum es deshalb aber als unmoralischer verschrien werden dürfte, ist nicht einzusehen.

Freilich, die harmlose Geselligkeit der anständigen Restaurants wollen die Ankläger nicht gemeint haben. Der eigentliche Gegenstand ihrer Kritik sind die zahlreichen „Lokale“ zweifelhafter Natur. Diese sind gewiß keine erfreuliche Erscheinung. Aber eine Spezialität Berlins sind sie nicht, weder der Qualität noch auch nur der Quantität nach. Man ereifert sich über die „Tingeltangel“. Verhältnismäßig sind ihrer aber schwerlich mehr als vor einem Menschenalter, und die Cafés chantants von Montmartre werden ihnen, was die Leistungen anlangt, wohl auch heute noch „über“ sein. Daß die Polizei wohl daran täte, solche „Darbietungen“ ganz zu untersagen, wird kein Verständiger behaupten wollen; denn der Hang zu witziger Verspottung der menschlichen Dinge steckt so tief in unsrer Natur, daß seine Ausrottung schwerlich gelingen würde. Die staatlichen Gewalten haben nur darüber zu wachen, daß der Sittlichkeit kein ernster Schaden zugefügt wird. Es ist nicht erwiesen, daß sie in Berlin dieser Pflicht bisher nicht nachgekommen wären.

Eine Neuerung im Nachtleben Berlins sind die Kabarets. Das ästhetische Urteil über diese „Kunstform“, die der Erfinder des „Überbrettls“ in die Welt gesetzt hat, ist längst gesprochen; sie ist eine Verirrung. Vom moralischen Standpunkte betrachtet aber sind die Kabarets sicherlich nicht schlimmer als die Theater mit anzüglichen Stücken oder die Tingeltangel. Wen es also gelüstet, sich gegen Erlegung eines nicht gerade geringen Eintrittsgeldes mit oft recht geistlosen Produktionen langweilen zu lassen, den braucht man nicht daran zu hindern. Warum es aber nötig ist, daß diese Aufführungen gerade zwischen elf und vier Uhr nachts stattfinden, ist schwer einzusehen. Vielleicht hat man dies nur gestattet, weil sich schon vorher gezeigt hatte, daß die Bedingung der polizeilichen Erlaubnis unter der Form der privaten Einladung leicht zu umgehen war. Vielleicht aber hat man sich auch darauf verlassen, daß sich die alberne Mode rasch überleben werde. Es mag ja anspruchslosen Gemütern auf den ersten Blick sehr originell erscheinen, ein Mittel geboten zu erhalten, mit dem sie in der Nacht, da niemand wirken kann, auf so angenehme Weise die Zeit totschlagen können. Bald genug aber werden sie innervorden, daß ein gesunder Schlaf doch mehr wert ist als alle Überbrettelei. Und so darf man wohl hoffen, daß die Kabarets von der Bildfläche verschwunden sein werden, ehe noch ein polizeiliches Einschreiten gegen diesen Mißbrauch der Nacht zur zwingenden Notwendigkeit wird.

Die lauteste Klage aber bleibt die über das zügellose Straßentreiben in den Nachtstunden. Für den der Berliner Verhältnisse Unkundigen sei bemerkt, daß sich dieses Treiben fast ausschließlich auf eine einzige der Hauptverkehrsadern, die Friedrichstraße beschränkt. Da in ihr und ihrer nächsten Umgebung die meistbesuchten Restaurants zusammengedrängt sind, so ist ein lebhaftes Kommen und Gehen der Menschen bis tief in die Nacht hinein selbstverständlich. Zu den notgedrungenen Passanten aber gesellen sich solche, denen es Vergnügen macht, auf dem hell erleuchteten Asphalt zu flanieren. Dazwischen mischen sich nicht wenige Exemplare der Spezies *Venus vulgivaga*. So entsteht ein zuweilen beängstigendes Gewühl, dem jedoch — von seltenen Ausnahmen abgesehen — weder lärmendes Treiben noch grobe Anstößigkeiten nachgesagt werden können. Schon die Ruhe des nordischen Charakters wirkt mäßigend.

Immerhin — das sei ohne weiteres zugegeben — ist ein Nachtbild wie das der Friedrichstraße etwas außergewöhnliches und für feinere Naturen abstoßendes. Aber wem verdanken wir es? Den wirklichen Berlinern wahrlich nicht. Soweit sie in ihm überhaupt vertreten sind, gehen sie ruhig ihres Weges. Die recht eigentlich maßgebenden „Faktoren“ sind die Fremden, zum kleinern Teile Ausländer, zum weitaus größern brave Landsleute aus allen Teilen des Deutschen Reichs, die sich zu geschäftlichen oder beruflichen Zwecken oder zum Vergnügen kürzere oder längere Zeit in Berlin aufhalten und sich bei dieser Gelegenheit einmal austoben wollen. Sage man nicht, daß sie die Verführten seien! Umgekehrt, ihnen selber unbewußt schaffen sie erst die Situation, in der Spekulant aller Art ihren Wünschen, ihrem Vergnügungsbedürfnis entgegenkommen können. Wollt ihr also den „Berliner Sumpf“ verdammen, so haltet euch zunächst nicht an die einheimische Bevölkerung der Reichshauptstadt, sondern an die biedern Provinzialen, die um die mitternächtliche Stunde die Friedrichstraße bevölkern! Sie sind es, die die Herren Sittenrichter für „die Berliner“ ansehen.

* * *

Wo stecken eigentlich die richtigen, die bodenständigen Berliner? Auch der fleißigste Gesellschaftsmensch, der allwöchentlich vier, fünf Einladungen zum Mittagessen ungestraft zu überwinden vermag, wird, wenn er am Schluß der Saison die Summe zieht, schwerlich ein volles Hundert geborner Berliner zu nennen wissen, mit denen er an all den dichtbesetzten Tafeln zusammengetroffen ist. Im Beamtentum, in der Großindustrie, in der höhern Kaufmannschaft, in Wissenschaft und Kunst — überall überwiegt stark das von außen zugezogene Element. Dasselbe ist der Fall in den untersten Schichten der Bevölkerung. Am ersten dürfte im Mittelstande, wenigstens im Handwerk, das autochthone Berlinertum verhältnismäßig zahlreich vertreten sein. In diesen Zustand des Zurückgedrängtheits ist es erst im Laufe der Zeit geraten. Bis zu der mit dem Jahre 1866 begonnenen gewaltigen Wandlung war

Berlin nicht einmal in vollem Maße das, was es als Hauptstadt des Großstaates Preußen hätte sein sollen. Der Westen, durch das Königreich Hannover von der Hauptmasse der Monarchie getrennt, führte noch ein ziemlich gesondertes Dasein; nur für die alten Provinzen war Berlin recht eigentlich die Kapitale. War auch schon damals die Fluktuation der Bevölkerung, besonders in den untern Schichten, nicht gering, so gab es doch ein Altberlinerthum, das dem Leben dieser Landeshauptstadt seinen unverkennbaren Stempel aufdrückte. Erst mit der Erweiterung des Staates im Jahre 1866 und alsbald darauf mit der Errichtung des neuen Deutschen Reiches begann jene Überflutung mit Zuzüglern, die den Volks- und Gesellschaftskörper Berlins von Grund aus umgestalten sollte.

Ganz besonders das Leben des höhern Bürgertums ist von diesem Umwandlungsprozeß ergriffen worden. Man kann sich einen größern Unterschied nicht denken, als den zwischen dem Berliner Diner von vor fünfzig Jahren und von heute. In jener guten alten Zeit lud man bescheiden „zu einem Teller Suppe“, und die Gäste waren reichlich zufrieden mit ein paar Gängen, die über das Sonntagsmahl eines guten Bürgerhauses nicht weit hinausgingen. Heute strogen die im elektrischen Lichte prangenden und mit den köstlichsten Blumen bestreuten Tafeln von den auserlesensten Leckerbissen aller Zonen, und ganze Batterien feingeschliffner Gläser füllen sich mit den edelsten Marken des deutschen und des französischen Weinbaues. Seinen Anfang nahm dieser Luxus in der sogenannten Gründerzeit der ersten Hälfte der siebziger Jahre. Ins Maßlose übertrieben, wie sich der wirtschaftliche Unternehmungsgeist in dem siegestrunkenen jungen Reiche darstellte, waren auch die gesellschaftlichen Genüsse. In den Hof- und Beamtenkreisen spottete man wohl über die geschmacklosen Manieren des plötzlich reich gewordenen Parvenüs; aber ehe man es sich versah, wurde man selbst von dem übermütigen Strudel mit fortgerissen, und die ans Spartansiche streifenden altpreussischen Sitten wurden von ihm verschlungen. Der Rückschlag nach dem Zusammenbruch der Gründerzeit dauerte nicht lange genug, als daß er auch das Niveau des gesellschaftlichen Aufwands wieder hätte herabziehen können. Ein neuer wirtschaftlicher Aufschwung auf gesunderer Grundlage hob an und steigerte sich allmählich zu ungeahnter Höhe. In den führenden Kreisen des Wirtschaftsgetriebes häuften sich nie gekannte Reichtümer, und entsprechend gestaltete sich in ihnen das Wohlleben. Und diese Kreise wurden tonangebend für alle, auch für die, die an dem Reicherwerden der Nation nur sehr mittelbar und bescheiden teilnahmen. Adel, Beamtentum, Gelehrtentum und Künstlerschaft — niemand wollte hinter der Bourgeoisie zurückstehn. Und das ansteckende Beispiel wirkte weiter fort nach unten, durch alle Klassen, bis in das Proletariat. Mehr oder weniger gewöhnte man sich daran, über die Verhältnisse hinaus zu leben, mit Seufzen und Murren vielleicht, aber ohne den Entschluß, ohne die Fähigkeit, dem furchtbaren Zwange der allgemeinen Genußsucht zu widerstehn.

Übermals jedoch muß man fragen: Sind es „die Berliner“, die diesen Zustand verschuldeten? Wer sie wirklich kennt, muß ihnen bezeugen, daß sie sich dem neuen Geiste tapfer widersetzt und ihren ehemals so arg verschrienen „ästhetischen Tee“ mit heldenmütiger Zähigkeit verteidigt haben. Noch heute kann man beobachten, wie sich die alten Berliner Familien im Mittelstande durch einen ziemlich philisterhaften, in der obern Schicht durch einen schöngeistigen Zug von der übrigen Gesellschaft abheben. Sie bilden, wieviel sie sich auch auf ihre politisch-fortschrittliche Gesinnung zugute tun mögen, in dem heutigen reichshauptstädtischen Kulturleben ein überwiegend konservatives Element. Nicht sie sind es wahrlich, die ihre gute Vaterstadt zum Sammelpunkt eines prunkenden sybaritischen Lebensgenusses gemacht haben. Aber auch den Adoptivberlinern, jener großen Masse, der Berlin in langen Jahren der Arbeit zu einer zweiten Heimat geworden ist, kann man nicht die ganze oder auch nur den größern Teil der Schuld zuschieben. Nein, ist hier eine Schuld, so ist es die Gesamtheit der deutschen Nation, die sie zu tragen hat. Die Rehrseite unsrer mächtig und erfolgreich emporstrebenden wirtschaftlichen Entwicklung, die starke, oft zügellose Neigung zu üppigem materiellen Genießen, ist keine Eigentümlichkeit Berlins; überall im Reiche stoßen wir auf dieselbe Erscheinung. Und es ist nicht wahr, daß erst das böse Beispiel Berlins die tugendhaften Kinder der Mutter Germania da draußen angesteckt habe. Hier ist nur der Brennpunkt, in dem sich die Strahlen aus dem ganzen lieben Vaterlande sammeln. Tritt in Berlin der genußsüchtige Materialismus unsrer Zeit greller als sonstwo zutage, so brauchen darum „die Berliner“ nicht schlechter zu sein als wir alle. Es ist nur die massige Konzentration des Übels, die das abschreckende Bild erzeugt. Aber im Grunde ist dieses Bild, wie schon gesagt, das Spiegelbild des Gesamtzustandes unsers Volkes.

Vielleicht kann diese Wahrheit denen, die so rasch zu einem Verdammungs-urteil bereit sind, ein Anlaß zu genauerer Prüfung sein, ob das gesellschaftliche Leben Berlins denn wirklich der Sündenpfuhl ist, als den man es verschreit. Kein Vernünftiger wird die oben geschilderten Sitten der höhern Schichten ohne weiteres rechtfertigen wollen. Die Gefahr besteht, daß der herrschende Luxus, wenn nicht endlich eine verständige Reaktion gegen ihn durchdringt, zum Krebschaden wird. In der Hauptsache aber doch nur für den Geldbeutel! Daß über ganz Berlin eine verpestete Atmosphäre lagere, die auch auf die Moral der „anständigsten“ Kreise abfärbe, ist eine leichtfertige Behauptung, für die es keine Beweise gibt. Wer etwa den Grad der Sittlichkeit einer Bevölkerung nach dem Kirchenbesuche bemessen wollte, der würde den Berlinern ein Zeugnis erster Klasse ausstellen müssen. Die Reichshauptstadt ist in den letzten Jahrzehnten mit einer ansehnlichen Zahl neuer Gotteshäuser ausgestattet worden. Sie alle sind an den gewöhnlichen Sonntagen reichlich besetzt, an den hohen Festen zum Erdrücken überfüllt. Über die Außerlichkeit dieses Maßstabes ist freilich kein Zweifel. Aber wer kann

mit Grund behaupten, daß die wirkliche moralische Anschauungsweise der Berliner eine andre sei als die des „gesitteten“ Durchschnitts unsers Volkes überhaupt? Allerdings, für Brüderie, Heuchelei ist in Berlin wenig Raum mehr; im allgemeinen mag auch der „Ton“ freier sein als in mancher Provinzialstadt. Ein gerecht sein wollendes Urteil aber darf nicht an der äußern Schale kleben. Nicht selten begegnet man dem Versuche, aus der Tatsache, daß gewisse anrüchige und geradezu verwerfliche Dramen auf Berliner Bühnen, und meist nur auf diesen, eine Zeit lang ihr Dasein fristen können, auf die Moralität der Berliner zu schließen. Daß hier eine bedauerliche Geschmacksverirrung im Spiele ist, sei ohne weiteres zugegeben; aber von der großen Masse der Berliner Theaterbesucher darf unbedenklich gesagt werden, daß sie sich diesen Genuß nicht aus innerm Hang zum Perverfen verschaffen, sondern zum Teil, weil es Modefache ist — „man muß doch darüber mit-sprechen können!“ —, zum andern Teil, weil in unsrer Zeit der Nervenüberreiztheit nun einmal das Sensationelle, das Außergewöhnliche überall den Zulauf hat, sei es auch nur, um sich nachher über seine Abscheulichkeit weiblich entrüsten zu können. Glaubt man, daß das anderwärts, bis zum kleinsten Landstädtchen, anders sein würde? Dort kommen die Leute eben überhaupt nicht in die Versuchung. Denn nur auf dem Untergrunde einer Millionenbevölkerung können solche theatralische Wagnisse unternommen werden. Und dabei stellen auch hier noch obendrein das Hauptkontingent der Besucher wieder die Fremden!



Ein Frauenberuf



ie Herme, die Johannes Grunow dem Minister Boffe im zweiten Bande des Jahrgangs 1902 der Grenzboten errichtet hat, weist gute Wege. Ich bin durch sie in einer glücklichen Stunde zu den Grenzboten geführt worden und habe da Quellen gefunden, wo man „Mut des reinen Lebens“ trinken kann, Mut zur Menschenliebe und zum Helfen. Mut zur Menschenliebe und zum Helfen kann ich daher beim Leser voraussetzen, wenn ich ihn bitte, mit mir eine Form des menschlichen Elends, die die meisten Menschen nur oberflächlich kennen, und ein Mittel zu ihrer Vinderung zu betrachten.

Vor einigen Wochen las ich einen Vortrag über Prostitution und Geschlechtskrankheiten von Professor Dr. E. von Düring in Kiel*), danach einen Artikel „Bilder aus der Gefängniswelt“ von Schwester Henriette Arendt, Polizei-

*) Heft 5 der Flugschriften der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1905.